



Reconquista

Mohrenkön'ge bauten weiland
Dieses Haus zu Allahs Ruhme,
Doch hat vieles sich verwandelt
In der Zeiten dunklem Strudel.

Heinrich Heine, *Almansor*

An der Uferpromenade steht zwischen Kamelien eine Bronzestatue des sitzenden Ibn al-Baytar. In seiner Rechten hält er eine Blüte und auf Spanisch, Arabisch und Englisch ist zu lesen: „The distinguished botanist and pharmacologist born in Benalmadena 1197“. Gestorben ist er 1248 in Damaskus, denn Al-Andalus wich mehr und mehr der Reconquista.

Nun sieht man die ungeheuren Gebilde aus meist weiß gestrichenem Beton, wie sie sich an die Hänge schmiegen, terrassierend abgleiten, pyramidal sich auftürmen, krakenhaft sich ausstrecken, willkürlich in die Breite und Länge gehen oder – gehören sie einem früheren Jahrzehnt an – sich kastenförmig als Rechteck oder Quadrat auf scheinbar ewig unverrückbar behaupten. Doch es ist nicht einmal mehr „Nachsaison“, wie der sehr freundliche Repräsentant diverser Reiseveranstalter aufklärte, so dass sich nur ein Bruchteil des in früheren Monaten hier weilenden Publikums eingefunden hat. Viele Hotels sind geschlossen. Und wen man auf der Promenade trifft, sind Vertreter jenes Menschenschlages, dem Ruhe nicht weniger bedeutet als Sonne. Engländer etwa, in Shorts und lila Pullundern, nicht alle im Rollstuhl.

Die Gassen und Plätze von Marabella leuchten weiß und die Blumen glitzern wie Perlen. Das Keramikpflaster gibt den Straßen einen Teppichlook, die Ästhetik scheint maurisches Erbe. Reiche Araber leben gerne hier, stiften Krankenhäuser, bewohnen Schlösschen auf grünen Hügeln. Und Aldi ist um die

Ecke. Die Stierkampfarena des Städtchens diene jedoch nur noch für Sommerkonzerte. Die zahlreichen Stiere auf naher Wiese sind deshalb nicht schlicht Roastbeef. Stierkämpfe finden überall in Andalusien und im restlichen Spanien statt. Ausnahme ist Katalonien, dort wollen sie nicht Spanier sein. Rondo, auf 1100 m Höhe ist das Zentrum des Stierkampfes. Hier wurde im 18. Jh. der „moderne“, d.h. der Kampf nicht mehr zu Pferde, entwickelt. In der Arena an der Plaza de Toros erfahren wir, dass es diverse Kategorien von Arenen, des Kampfes, der Stiere und des Publikums gebe. Man müsse dieses Spektakel kennen, um es zu verstehen. Gezüchtet werden die Stiere auf riesigen Finkas, viel Raum, Gelände brauchen sie, um groß und stark zu werden. Sie gehörten zur Fauna Andalusiens wie zum Beispiel auch die Eichhörnchen. Denn ohne Stiere gebe es keine Finkas, ohne Finkas die Vollbetonierung der Landschaft. Die mutigsten Kühe gehen zum Zuchtstier, die anderen zum Schlachthof. Über 200.000 Menschen arbeiten mit den Kampfstieren, was sie nicht als „Arbeit“, sondern als „Lebensaufgabe“ empfinden, „sie lieben den Stier“. Im Kampf komme es vor, dass ein besonders mutiger Stier auf Wunsch des Publikums begnadigt werde. Von sechs Kühen werde er dann aus der Arena geleitet, auf der Finka von seinen Wunden kuriert und als Zuchtstier verwendet. Rund dreißig Kühe pro Jahr versorge er, zur Arena kehre er nie wieder zurück. Aus Hinweisen des angeschlossenen Museums ergibt sich, dass der Stierkampf während der maurischen Epoche auf wenig Verständnis von Seiten der Herrschenden gestoßen ist. Erst nachdem Ronda und Sevilla als letzte der maurischen Königreiche, 1490 resp. 1492, gefallen waren, erlebte der archaische Brauch eine Wiederbelebung. Das Gebäude, in dem der letzte islamische König residiert hat, ist heute Stadtmuseum. Die Kathedrale Santa Maria wurde 1485 am Ort der niedergerissenen Moschee errichtet. Drei Religionen lebten ziemlich friedlich miteinander, sagt Lucia, „bis die Katastrophe geschah“. Größer als die des Erdbebens von 1580, das auch an der Kirche bis heute sichtbare Schäden hinterlassen hat.

Sevilla am Guadalquivir. Dies sei eine so patriotische wie katholische Stadt. Spanien sei zu 98 % katholisch, Sevilla zu 120 %. Was man von der Bevölkerung sieht und hört, lässt auf schlichte Normalität schließen, fanatisch erscheint allerdings ein Apfelsinenhändler, der seine Ware per Lautsprecher in immer denselben Stakkatos so schreiend anpreist, dass man es noch in dreihundert Metern Entfernung als zu laut empfindet. Die Kathedrale, die als die weltgrößte gotische und die drittgrößte überhaupt – nach Peter in

Rom und Paul in London – gepriesen wird, so wie ein Altarbild und eine silberne Monstranz als die weltgrößten bezeichnet werden, die Kathedrale ist außen wie innen überladen, unstrukturiert, chaotisch und bar des Spirituellen – Marktplatz der Reisegruppen und ihrer kreischenden Anführer. An einem der gut vierzig Altäre – ob Hauptaltar bleibt ob des Wirrwarrs der Gesamt-Konstruktion unklar – sind vier Männer auf Hebebühnen und Leitern – wie große Käfer erscheinen sie aus der Tiefe – mit Silberputztüchern an einem sich unter einer riesigen Krone entfaltenden Strahlenkranz beschäftigt. Der größte Hit dieses Tempels ist aber das Mausoleum des Christobal Columbus, das gleich hinter dem Südportal von den damals vier spanischen Königen – Kastilien, Leon, Navarra und Aragon – getragen wird. Da gibt es dann die Geschichte von Santa Domingo, Kuba etc. Nun gut. Die Westindien-Amerika-Geschichte nahm in dieser Stadt ihren Anfang – im Guadalquivir, Spaniens größtem Fluss, nur wenig länger als die Mosel, jedoch in den Atlantik mündend, deshalb für weiteres Ausgreifen wie geschaffen. Am 2. 1. 1492 war Granada zurück erobert worden, am 22. 10. desselben Jahres – dieser Teil der Geschichte wird von den Spaniern nach Tagen erinnert – erteilte Königin Isabella die Katholische dem Columbus den Auftrag, den Weg nach Indien ausfindig zu machen. In drei Karavellen – Schnellbooten – segelte seine Mannschaft den Fluss hinab, rüstete noch einmal auf in La Gomera und nahm dann Kurs strikt gen Westen über den Horizont hinaus. Als sie und Spätere zurückkamen endeten die Exkursionen stets in Sevilla, wo der Fluss am tiefsten ist, und so entstand dort der *Torre del Oro*, der Gold-Turm, wo ausgeladen wurde, Gold, Silber, Edelsteine. Hätten die Mauren sich nicht reconquestieren lassen, wären solche Raubzüge ausgeblieben, Amerika wäre „komantschisch“ oder „apatschisch“, der Häuptling vielleicht ein Sioux etc. Dafür, dass es anders kam, bewundern oder hassen sich die Spanier. Was so von den Reisebegleitern zu vernehmen ist, lässt darauf schließen, dass Araber und Moslems verehrt, Juden bewundert, Katholiken verachtet werden. Das ist der Selbsthass – je nach Charakter, mal mit Humor durchsetzt, mal mit Ironie, mal mit purem Sarkasmus.

Granada liegt am Ausläufer der Sierra Nevada („Verschneites Gebirge“) 700 m ü. NN. Im Sommer steigt das Thermometer auf über 40° C. Alles flieht an die Küste. Man besitzt dort eine Zweitwohnung. In Andalusien tragen zahlreiche Orte den Beinamen „de la Fronteira“, sie lagen an der Grenze zu

maurischen Gebieten. Das letzte dieser Gebiete war das Kleinkönigtum der Nasriden in Granada, dessen wichtigster Hafen das 145 km entfernte Malaga war. Da sie die Oberhoheit Kastiliens anerkannten, konnten die Nasriden noch 250 Jahre länger ihren Besitz wahren als die übrigen arabischen Fürstentümer, die seit dem Untergang des Kalifats von Cordoba Anfang des 11. Jh. nach und nach der Reconquista weichen mussten. Granada war dieses Schicksal erst 1492 beschieden, als die „katholischen Könige“ Isabell von Kastilien und Ferdinand von Aragon ihren größten Triumph feierten, die letzten der Araber vertrieben zu haben. Und an eben diesem Ort ließen sie ihr Mausoleum aus Carrera-Marmor von einem Florentiner errichten.

Die Alhambra – „rote Burg“, denn Andalusiens Erde ist eisenhaltig – ist das am meisten besuchte Bauwerk Spaniens, eines der wichtigsten Bauwerke mittelalterlicher Architektur und das bedeutendste islamischer Baukunst im Abendland. Erhalten blieb es, weil der letzte maurische König schließlich kampflos aufgab und die anschließenden katholischen Könige sich einmal nicht als Barbaren gebärdeten. Als barbarisch empfindet man allerdings den Koloss des sog. „Palasts Karl V“, eines protzigen Renaissance-Baus, der direkt an die Nasridischen Paläste angrenzt und deren Zartheit und Ruhe empfindlich stört. Sieht man die himmlischen Gärten, die Brunnen, Wasseradern, die Holz- und Steinschnitzereien der maurischen Räume, so versteht man, dass die Reisebegleiter stets eine gewisse Verachtung für „die Christen“ durchblicken lassen. Blickt man von der Anhöhe der Generalefe, dem „Garten des Architekten“, d.h. des göttlichen Schöpfers, also des Paradieses mit seinen Wasserspielen und wandförmig gebildeten Hecken auf die ferne Burg, so hat man deren Wehrhaftigkeit, ihren Festungscharakter vor Augen und ahnt nichts von der feinsinnigen Pracht, des schönsten Vergänglichen, des vergänglich Schönsten, was sich hinter diesen Mauern verbirgt. „Christlich“ heißt hier „nach 1492“. Zum Beispiel: „Die Christen haben die ehemals durchgehenden Mauer durchbrochen.“ Der Nasride wollte in sich und mit Gott sein, der Spanier aus sich herausgehen, die Welt finden, sich selbst vergöttlichen. Ich verstehe nun besser, weshalb die Moslems die Religion der Christen für minderwertig erachten. Allerdings sehen sie dabei auf die Praxis derer, die sich Christen nennen. Würden sie Christus selbst besser kennen, müssten sie ihren Propheten kritischer betrachten. Man sieht das Tor, durch das der letzte maurische König die Stadt für immer verlassen hat. Die Hauptstraße der Zitadelle (Burg) ist die Königsstraße. An ihr liegt eine Kirche, wo

ehemals die Moschee stand, es folgt der Palast Karls V, „unseres gemeinsamen Herrschers“, sagt die lokale Begleiterin, um dann zu den Nasridischen Palästen – Räume um den Löwenhof – zu gelangen. Die Koran-Sure 67 war zu beweisen, wobei der Künstler allerdings ein Sakrileg beging – er ahmte den Schöpfer nach – denn: „Nicht schaust du in der Schöpfung des Erbarmers eine Disharmonie.“

Ein fabelhaftes Buch sind die „Tales of the Alhambra“ des frühen amerikanischen Autors, dessen „Rip van Winkle“ wir in der Schule gelesen haben, Washington Irving, 1832 erschienen, wenige Jahre nach seiner Darstellung der Eroberung Granadas. Der Mann war Historiker und Schriftsteller der romantischen Schule. Die Erzählungen sind eine Mischung aus Legenden und Märchen, wie sie von Eichendorff oder Heine, Tieck oder Brentano sein könnten, Beschreibungen des Granada-Aufenthalts des Autors seiner Ankunft, seines Lebens auf der Burg, seiner wildromantischen Gedankengänge und seines Abschieds nach erlebnisreichen Monaten. Die alles durchdringende Stimmung ist die von Vergänglichkeit, von ehemaliger Herrlichkeit, von Glück, das „zerbröckelt und zerfällt“. „Aber gerade dieser Verfall erhöht den romantischen Wert des Ortes, und aus ihm spricht jenes ‚memento‘, das uns an die Vergänglichkeit des Menschen und seiner Werke erinnert.“ „Hier war also der Schauplatz ihrer Freuden; hier schaltete und waltete eine der schönsten Königinnen voll Fröhlichkeit und Liebe, voll von Plänen und Gedanken. Doch wo waren sie? Wo ihre Freunde und ihre Dienerschaft? Staub und Asche! Bewohner des Grabes! Schattenbilder der Phantasie!“ Wie es einstmals war? „Gewichtslos scheinen sich die Menschen in der reinen Atmosphäre zu bewegen. Heiter ist die Seele, lebendig der Geist, kraftvoll der Körper und friedlich das Gemüt.“ So stellte er sich das vor, als er „zwischen Resten und Brocken vergangener Tage herumstapfte.“ Er war ein großer Verehrer und Bewunderer der granadinisch-maurischen Kultur und es war ihm „eine Ehrenpflicht, die Namen der großen Maurenkönige – Mohammed Abu Alahmar, auch Abu Abdallah, Begründer der Alhambra, und Yusef Abul Hagig, deren Vollender – dem Dunkel des Vergessens zu entreißen“, der erste Stammherr des Geschlechts der Beni Nasar, geboren 1195, der zweite gut hundert Jahre später. Schließlich: „Die spanischen Mauren wurden als Volk ausgemerzt und als Nation vernichtet, was vollständiger bis heute noch nie geschah.“ Die Alhambra – „die Erinnerung an ein tapferes, kluges und anmutiges Volk, das eroberte, herrschte, baute und unterging.“

Wie die zinkene Teekanne und das Milchkännchen in der Sonne blitzen! Die Brandung berührt fast den Holzsteg der britischen Strandbude – Tingeltangel, *ham and beans*, Bier oder Tee. In Abständen ziehen junge Afrikaner vorüber, beladen mit Sonnenbrillen, Taschen, Hüten, Schmuckkästen. Sie bleiben kaum stehen, hauchen ein „Hallo glasses“ und ziehen weiter zur Mitte der Bucht, wo sie auf der Promenade ihre Schätze ausbreiten. Ich hörte, es seien illegale Einwanderer aus dem Senegal oder aus Marokko, die immer vor der Polizei auf der Hut sein müssten. Mir sind sie in ihrer unaufdringlichen Art sympathisch. Es bleibt ihnen kein „legaler“ und kein anspruchsvollerer Weg, an ihrer sozialen Besserung zu arbeiten. „Junge Deutsche“, heißt es in einer deutschen Zeitung, „glauben nicht mehr daran, dass Aufstieg durch Leistung möglich ist.“ Nach einer Studie des Instituts für Demoskopie in Allensbach könne sich nur jeder Vierte unter dreißig Jahren vorstellen, dass sich Anstrengung lohnt. Der Leistungsgedanke sei diskreditiert. So wird die Zukunft „schwärzer“ werden.

Die Venus stand nahe am – allerdings vollen – Mond. Ich stellte mir vor, dass dies eine gute Konstellation ist, um Cordoba zu besuchen. Hinter der Römerbrücke – bis ins 20. Jh. war sie die einzige über den Guadalquivir – dem einst schiffbaren „großen Fluss“ – hinein in die Stadt – erwartete uns am Eingang der Mezquita der Stadtführer. Er führt uns zunächst ins Judenviertel, wo eine kleine Gemeinde der sephardischen Juden wohnte und arbeitete – man sieht ihre zu einem gemeinsamen als Markt genutzten Innenhof hin ausgerichteten Häuser mit der Werkstatt im Erdgeschoss und der Wohnung darüber – bis sie 1492 ausgewiesen wurden. Am „Tiberiasplatz“ nahe der kleinen Synagoge steht ein Maimonides-Denkmal – der gelehrte Arzt – Moses Ben Maimon – mit Turban und auch sonst islamisch anmutender Gewandung in sitzender Pose. Er wurde in dem Haus dahinter geboren. Er soll Arzt des Sultan Saladin gewesen sein. Die Synagoge wird seither nicht mehr als solche benutzt, der Stadtführer durfte also durchaus gerade dort seinen breitkrepigen Hut abnehmen. Es lebten aber vierzig Juden in der Stadt. Warum man ihnen die Synagoge nicht überlasse, wusste er nicht zu sagen. In einem der zahlreichen Gässchen der gänzlich erhaltenen Altstadt deutet ein Schild auf eine Koranschule, die als „International Islam University Averroes de Al-Andalus“ firmiert. Zwei Prozent der Bevölkerung seien islamisch. Herrliche Innenhöfe zeigen sich manchmal durch einen Spalt einer offenstehenden Tür: gekachelte Wände, Blumen in Töpfen, kleine Brunnen. Weder

die Statue des Seneca, geboren in dieser Stadt, noch die des Averroes konnten wir sehen, aber doch die Büste eines Augenarztes, Moammed Al-Gadafiki, der als erster eine Staroperation durchgeführt hat.

Die Moschee-Kathedrale wird einfach *Mezquita* genannt. Das in ihr ausliegende Faltblatt unterstreicht die jetzige sakrale Funktion als „Kathedrale“ und betont den frühen Bau einer Basilika San Vicente, von deren Mosaikboden in drei Metern Tiefe erhaltene Teile durch eine gläserne Scheibe gesehen werden können. Was eine historische Tatsache ist und bei aller Verehrung des Nachfolgebaus nicht übersehen werden sollte. Der einen umgreifende Säulenwald ist so erdrückend wie beschwingend. Man mag es nicht glauben – unendlich sind die Perspektiven, die sich nach jedem Schritt, den man die Tiefe und Breite tut, neu bieten. Begonnen 785 wurde sie dreimal erweitert; zuletzt im 10. Jahrhundert. Zu dieser Zeit soll Cordoba die größte und herrlichste Stadt Europas gewesen sein. Im Weltmaßstab nur mit Byzanz und Xi'an vergleichbar. Zu Konstantinopel unterhielt die Stadt intensive Beziehungen. Und was soll man von der diesem Säulenmeer eingepflanzten Kathedrale halten? Ein Vierfaches: Erstens dass sie überhaupt eingepflanzt wurde, dass diese Idee aufkam und verwirklicht wurde; dass sie zweitens derart prunkvoll ist; dass sie drittens besser mit der Umgebung harmonisiert als man dies für möglich gehalten hätte, eine komplette Harmonie durch Disharmonie und dass sie viertens relativ klein ist, man dem Drang, so etwas wie in Sevilla zu errichten – oder Malaga oder Granada – Widerstand entgegengesetzte, Schonung im Schonungslosen hat walten lassen. Als Karl V. das Werk erblickt, soll er gesagt haben: „Hier hat man etwas gebaut (die Kathedrale), was man überall hätte bauen können, aber etwas zerstört (die Moschee), was einmalig ist.“

In den Gassen der Altstadt und auf den kleinen Plätzen ist es still, und man hört den Wind in den Zedern, das Wasser der Brunnen. Auch die freundliche Neustadt gefällt durch ihre hellen, wenn auch wuchtigen Gebäude aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert. Man verlässt die Stadt, geht über die Römerbrücke als verlasse man eine Opernkulisse, auf der soeben in diversen Kostümen und zu unterschiedlichen Klängen das große Menschheitsdrama „Kampf und Genuss der Kulturen“ gegeben wurde. (Nov./Dez. 2012)